

CHRISTIAN GRETHLEIN

Gottesdienst ohne Jugendliche!? - Empirische Befunde und biblisch-theologische Perspektiven zu einem Dilemma*

Wie kaum ein anderes Angebot christlicher Gemeinde führt Gottesdienst immer wieder zu Auseinandersetzungen in unseren Ortsgemeinden. Bei Jugendgottesdiensten, etwa gar mit Techno-Elementen gestaltet, springen - sonst eher gesetzt agierende - ältere Gemeindeglieder wutentbrannt auf und verlassen die Kirche; weniger stürmisch, aber vielleicht noch bedenklicher ist der *stumme Protest* vieler Jugendlicher gegenüber dem sonntäglichen Gemeindegottesdienst: sie kommen erst gar nicht (mehr). Es scheint in vielen evangelischen Gemeinden vergessen, dass Martin Luther in der Vorrede zur Deutschen Messe die ‚Bepstlichen Gottesdienste‘ auch deshalb ‚verdämlich‘ nennt, weil ‚die selbigen nicht gericht auff die jugent und eynfeltigen‘ sind, ‚sondern sind selbst dran beklieben und halten sie als yhn selbst nutz und nöttig zur selickeyt‘. Und Luther resümiert in drastischer Weise: ‚das ist der teuffel‘.¹⁾

Gottesdienst ohne Jugend verfehlt also nach Meinung des Reformators seinen Sinn. Deshalb ist es zu begrüßen, dass vielerorts versucht wird, die eben kurz angedeutete Spannung zu mildern oder wenigstens einige besondere Gottesdienste so zu gestalten, dass sie (auch) für Jugendliche attraktiv erscheinen. Viel Phantasie wird dazu aufgewendet, doch oft erscheint das Gelingen solcher Versuche eher zufällig.

In dieser Situation will ich aus praktisch-theologischer Sicht einige Hinweise beitragen, die zum Verständnis der offensichtlichen Distanz vieler Jugendlicher zur Mehrzahl unserer evangelischen Gottesdienste helfen sollen und auch erste Anstöße zur angemesseneren Gestaltung der Kommunikation christlicher Gemeinde mit Gott geben können. Denn im Verhältnis der Jugendlichen zum Gottesdienst treten uns grundsätzliche Probleme, auch andere Altersgruppen betreffend, entgegen.

Dazu ist - gerade bei einem so umstrittenen Handlungsfeld - eine klare Bestandsaufnahme unverzichtbar. Allerdings kann ich mich hier kurz fassen;

* Vortrag zu Generalsynode der VELKD 17.10.1999

Ingrid Lukatis referierte dazu in Ihrem Kreis vor einem Jahr schon ausführlich.²⁾ Allerdings bezogen sich ihre Ausführungen exklusiv auf den Sonntagsgottesdienst. Und gerade in dieser - leider nicht von ihr thematisierten - Einführung liegt ein gravierendes Problem. Deshalb werde ich von einem umfassenderen, also die Gemeindezusammenkunft am Sonntagmorgen übersteigenden Gottesdienstverständnis her noch Ergänzungen nachtragen müssen. Das Schwerkraft meiner Ausführungen liegt jedoch auf der theologischen Reflexion der Situation. Weil es sich in der Kirche immer wieder bewährt hat, eigene Praxis von der Bibel her kritisch zu hinterfragen - dies ist ja der Grundimpuls der Reformation -, will ich in einem zweiten Schritt wichtige biblische Perspektiven zum Gottesdienst vorstellen. Abschließend sollen dann empirische Befunde und biblische Einsichten so aufeinander bezogen werden, dass erste Handlungsorientierungen für eine innovative, d.h. inhaltlich einer größeren Zahl von Menschen verständliche Gottesdienstgestaltung sichtbar werden.

1. Bestandsaufnahme - empirische Perspektiven

Die allgemeine Stimmung gegenüber dem Gottesdienst scheint nicht gut. Auf der einen Seite ist - zurückhaltend formuliert - der Zustrom zum Gottesdienst am Sonntagvormittag vielerorts überblickbar; auf der anderen Seite klagen nicht wenige Menschen in unserem Land über Langeweile am Sonntag.³⁾ Offensichtlich ist für die meisten Kirchenmitglieder die Langeweile am Sonntagvormittag zu Hause erträglicher als die bei der gottesdienstlichen Zusammenkunft der Gemeinde Jesu Christi. Bei genauerem Hinsehen ist jedoch der Befund zum Gottesdienst erheblich differenzierter.

1.1. Die Gottesdienstteilnahme der Erwachsenen

Unstrittig ist, dass in den meisten evangelischen Gemeinden der Gottesdienstbesuch Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre erheblich zurückging. Während - EKD-weit - 1963 noch etwa 7 % der Kirchenmitglieder sonntags an einem Gottesdienst teilnahmen, waren es 1995 nur noch 4,8 %, wobei nach einigen Jahren weitgehenden Stillstandes in letzter Zeit wieder ein gewisser Rückgang statistisch festgestellt wird. Dabei ist aber der nicht zuletzt durch die Kirchenaustritte der letzten dreißig Jahre begründete Rückgang des Anteils von Kirchenmitgliedern an der Gesamtbevölkerung zu berücksichtigen. Demzufolge ging die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst bezogen auf die Gesamtbevölkerung noch deutlicher zurück.

In der katholischen Kirche kam es in dieser Zeit ebenfalls zu einem erheblichen Rückgang - allerdings auf sehr viel höherem Niveau -, der aber immer noch andauert.⁴⁾ Bei genauerem Hinsehen fällt (hinsichtlich der Daten aus dem Bereich der evangelischen Kirche) auf: *Der Rhythmus der Gottesdienstteilnahme verschiebt sich, wobei die durchschnittliche Häufigkeit zurückgeht.*⁵⁾ In den letzten dreißig Jahren fand "im wesentlichen eine Verschiebung von den ‚regelmäßigen‘ bzw. ‚unregelmäßigen‘ zu den ‚seltenen‘ Kirchgängern statt.“⁶⁾

Gegenüber der traditionellen Ansicht, dass die Gottesdienstteilnahme im wöchentlichen oder allenfalls vierzehntägigen Takt die Norm sei, eröffnete Gerhard Rau 1977 mit seiner These vom »Festtagskirchgänger« neue Perspektiven.⁷⁾ Bei der genaueren Analyse von Daten zum Kirchgang beobachtete er eine große Gruppe von Kirchenmitgliedern, die nur an Festtagen, vorzüglich an Weihnachten, am Gottesdienst teilnehmen. In der Tat zeigen auch spätere Umfragen, dass die Zahl der Menschen, die im sonntäglichen Rhythmus in die Kirche gehen, ab-, umgekehrt aber die Teilnehmerzahl der Gottesdienste am Heiligabend zunimmt.⁸⁾ Rau versuchte sich bei der Interpretation dieses Befunds von der in manchen kirchlichen Kreisen traditionellen Geringschätzung solcher Partizipation am Gottesdienst zu befreien und die Logik des »Festtagskirchgängers« zu rekonstruieren. Hierzu griff er einerseits auf religions- und sozialwissenschaftliche, andererseits auf zeit- und kulturtheoretische Einsichten zurück. Zeittheoretisch überlagern sich verschiedene Rhythmen im menschlichen Leben: z.B. Tages-, Wochen- und Jahresrhythmus. Religion, und damit der Kirchgang, scheint bei einer zunehmenden Zahl von Menschen nicht mehr zum Tages- oder Wochenrhythmus, sondern eher zum Jahresrhythmus zu gehören. Soziologisch erklärt Rau diesen Befund folgendermaßen: »Der Festtagskirchgänger könnte ... als ein Mensch gesehen werden, der unter Umgehung der Zwänge des ‚Sozialsystems Kirche‘ das ‚Kultursystem Kirche‘ für eine Entschränkung d(ies)er Privatsphäre sucht.«⁹⁾

Peter Cornehl nahm diese Überlegungen auf und führte sie weiter. Er beobachtet heute u.a. eine *Tendenz weg vom ‚normalen‘ hin zum besonders gestalteten Gottesdienst*, sowohl im Besuch als auch im Angebot. Dabei wird der Gottesdienst zunehmend ein Bestandteil des Bereichs ‚Kultur‘.

Soziologische Erkenntnisse, nach denen die meisten Menschen ‚kulturelle‘ Veranstaltungen nur in relativ geringer Häufigkeit besuchen, stützen diese Interpretation. »Als Häufigkeitsmuster für die Teilnahme am Kulturprogramm und an öffentlicher Kommunikation haben Freizeitforscher den Rhythmus ‚mindestens jeden zweiten Monat‘ ermittelt.« Daraus folgt: »Für ein

Gottesdienstangebot auf der Ebene des Kulturprogramms wäre eine Teilnahme in Abständen von ein bis zwei Monaten bis zu mehrmals im Jahr regelrecht.«¹⁰⁾ In diese Interpretation lässt sich auch der gegenläufige Befund hinsichtlich des Besuchs besonderer Gottesdienste einzeichnen.

Und hier scheinen mir die Ausführungen von Frau Lukatis, die sich exklusiv auf den Sonntagsgottesdienst bezogen, ergänzungsbedürftig, nicht zuletzt deshalb, weil m.E. ein Blick auf diese besonderen Gottesdienste einer verbreiteten Resignation, nicht zuletzt in der Pfarrerschaft, wehren kann und eine wichtige weiterführende Perspektive eröffnet.

So nahm zwischen 1975 und 1995 die Zahl der Kirchgängerinnen und -gänger am Heiligabend nicht unerheblich zu, interessanterweise nach der Wende besonders stark in den Kirchen der neuen Bundesländer.¹¹⁾ Und auch das Begehren der Taufe verbleibt auf sehr hohem Niveau bzw. steigt in den neuen Ländern langsam an. Allerdings verhindern das starke Beharren der Jugendweihe in weiten Gebieten der neuen Länder sowie die Erweiterung einer nichtkirchlichen Trauerfeier und - zunehmend auch - Trauerbegleitung¹²⁾ ein selbstzufriedenes Ausruhen auf solchen positiven Daten.

1.2. Jugendliche und Gottesdienst

Die bisher genannten Befunde und Interpretationen bezogen sich auf die Gottesdienstteilnahme Erwachsener. Doch ist angesichts der lernpsychologisch gesehen herausragenden Bedeutung des Imitationslernens und der Erziehungsfunktion von Erwachsenen anzunehmen, dass sich das Verhalten Erwachsener auch auf das der *nachkommenden Generation* auswirkt. Von daher scheint mir sozialisationstheoretisch gesehen gerade bei einer Beschäftigung mit dem Verhältnis der Jugendlichen zum Gottesdienst eine Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Erwachsenen unerlässlich, da grundlegend.

Sehr deutlich ist dies beim Kindergottesdienst zu sehen. Zwar ist nach wie vor der Prozentsatz der Kinder, die den Kindergottesdienst feiern, erheblich höher als der der am Sonntagsgottesdienst teilnehmenden Erwachsenen.¹³⁾ Doch nimmt auch hier die Regelmäßigkeit des Kirchgangs ab, was z.T. erhebliche Schwierigkeiten für die konkrete Gestaltung des Kindergottesdienstes aufwirft.¹⁴⁾ Genauere, allerdings nur regional bezogene Untersuchungen gibt es zum Gottesdienstbesuch der Konfirmandinnen und Konfirmanden. Sie stellen insofern eine besondere Gruppe dar, insoweit diese jungen Menschen nicht einfach dem Gottesdienst fernbleiben können, sondern in vielen Gemeinden

mehr oder weniger eindrücklich zum Kirchgang angehalten werden. Deshalb lässt eine Erforschung ihrer Einstellung zum Gottesdienst erhoffen, den konkreten Problemen heutigen Sonntagsgottesdienstes auf die Spur zu kommen.

Helmut Siegel hat seine Erfahrungen hierzu in dem - wohl nach wie vor für die meisten Jugendlichen gültigen - Satz eines Konfirmanden zusammengefasst: »Im Gottesdienst ist es immer so langweilig!«¹⁵⁾ Noch schneidender formulierte der Religionssoziologe Andreas Feige das Ergebnis einer Befragung von Bundeswehrsoldaten zu ihrer Konfirmandenzeit. Er nennt den Gottesdienst den »Ort ..., an dem eine Sprachlosigkeit entsteht, die langfristig in die Desinteressiertheit der Mehrheit der (Volks-)Kirche oder minderheitlich in eine Aggressivität führt.«¹⁶⁾

Allerdings lohnt sich auch hier eine nähere Nachfrage. *Genauere Befragungen ergaben, dass bei Jugendlichen vor allem die Möglichkeit aktiver Beteiligung am Gottesdienst zu einer insgesamt positiven Einschätzung führt.*¹⁷⁾ Umgekehrt besteht eine direkte Relation zwischen Unlust am Gottesdienstbesuch und Zwang hierzu.¹⁸⁾ Ulrich Schwab hat vor kurzem hierzu vor der bayrischen Landessynode klar festgestellt:

*»Es kann einfach nicht angehen, dass wir - theologisch übrigens höchst fragwürdig - junge Leute zum Gottesdienstbesuch verpflichten und dann aber die Gestaltung des Gottesdienstes in keinster Weise an ihren Interessen orientieren. Ich halte diese Art und Weise der erzwungenen Gottesdienstpraxis für skandalös - und ruinös für das Verhältnis von Jugendlichen und Gemeinde.«*¹⁹⁾

Doch bedeutet dies nicht, dass der Zusammenhang zwischen Konfirmandenarbeit und Gottesdienst aufgegeben werden muss. Denn Konfirmandinnen und Konfirmanden sind keineswegs generell gegen den Gottesdienst eingestellt; vielmehr können sie mit dem gegenwärtig gefeierten Gottesdienst nichts oder nur wenig anfangen, vor allem wenn sie keine Möglichkeiten aktiver Beteiligung sehen. Offensichtlich haben die meisten für die Gestaltung der Sonntagsgottesdienste Verantwortlichen zu wenig die Jugendlichen im Blick.

Aus der Perspektive der Heranwachsenden besteht keine echte Alternative zwischen aktivem Einsatz für einen Sportverein am Sonntagmorgen und dem (weithin) passiven Besuch des Gottesdienstes. Während es dem Sportverein gelingt, den Jugendlichen zu verdeutlichen, dass sie gebraucht werden, wird ihnen in den meisten Gottesdiensten demonstriert, dass es ohne sie eher besser ginge. Theologisch formuliert: *Es gelingt gegenwärtig zu wenig, die Charismen der Jugendlichen in ihrer konstitutiven Bedeutung für christlichen Gottesdienst zur Darstellung zu bringen.* Die Unlust vieler Jugendlicher, aber

auch die geringe Lebendigkeit der meisten Sonntagvormittagsgottesdienste sind von hierher theologisch zu erklären. Die biblisch bezeugte Tatsache, dass jedem Menschen in der Taufe ein Charisma verliehen wird, also eine dem Aufbau der Gemeinde dienliche Gabe, findet in unseren Gemeinden, zumindest im zentralen liturgischen Bereich zu wenig Beachtung. Der Prozess der sich über Jahrhunderte anbahnenden Marginalisierung der Taufe scheint hier bittere Früchte zu tragen.

Die neue VELKD-Konfirmationsagende mit ihren auf die Konzeption der Stationengottesdienste von Michael Meyer-Blanck²⁰⁾ zurückgreifenden Vorschlägen zu besonderen Gottesdiensten kann hier weiterführen, wenn dies auch auf die Gestaltung sog. normaler Sonntagsgottesdienste ausstrahlt. Dazu ist die Aufhebung der problematischen Verpflichtung der Konfirmandinnen und Konfirmanden zum Besuch von Gottesdiensten notwendige Voraussetzung, wenn nicht gleichzeitig Möglichkeiten zu deren aktiver Teilnahme²¹⁾ geboten werden. Das gestörte Verhältnis zwischen Gottesdienst und Jugendlichen kann nur verbessert werden, wenn die Jugendlichen erleben können, dass Gottesdienst eine lebendige, auch ihren Fähigkeiten sowie Hoffnungen und Ängsten Raum gebende Kommunikationsform mit Gott ist.

Für die - bei diesen Überlegungen implizierte - Annahme, dass das Wegbleiben junger Menschen vom Gottesdienst nicht in einem religiösen Desinteresse begründet ist, spricht auch die Beobachtung: *Junge Menschen engagieren sich heute in hohem Maße an Orten, die religionsphänomenologisch dem Bereich der Liturgie zugeordnet werden können.* Sie lassen sich für mittlerweile schon umgangssprachlich mit dem »Kult«-Begriff belegte Praktiken in der Medien- und Sportszene begeistern.²²⁾ Noch deutlicher zeigen das unter Jugendlichen nicht seltene gemeinsame Befragen von Geistern mittels eines Pendels oder des Rückens eines Tischchen und die dazu getroffenen sorgfältigen Vorbereitungen, die eine quasi sakrale Atmosphäre herstellen sollen: der Platz bleibt nicht unbesetzt, wenn der Gemeindegottesdienst junge Menschen nicht anspricht.²³⁾ Zugleich machen solche unter Jugendlichen offensichtlich um sich greifenden Praktiken auf die Dringlichkeit einer (auch) Jugendliche berücksichtigenden Gottesdienstgestaltung aufmerksam. Zugespitzt formuliert: *Es ist zunehmend nicht die Frage, ob junge Menschen in Kontakt zu Transzendtem treten, sondern ob sie dies im Raum der Kirche tun. Oder biblisch formuliert: wir haben jungen Menschen in der Auseinandersetzung um wahren oder falschen Gottesdienst beizustehen.*

2. Biblische Perspektiven zum »Gottesdienst«²⁴⁾

Beim Versuch, biblische Perspektiven zum Gottesdienst zu gewinnen, stößt man auf ein grundlegendes, leider kaum beachtetes Problem: Der uns so geläufige Begriff »Gottesdienst« hat im Neuen Testament keine direkte, sprachlich abgrenzbare Entsprechung. Daraus ergibt sich folgende Schwierigkeit: Einerseits wird ein möglichst genauer Begriff des Sachverhaltes benötigt, nach dem man im Neuen Testament sucht, andererseits muss aber in der eben genannten Situation unser heutiger Begriff offen gegenüber einer (eventuellen) biblischen Sachkorrektur sein. Im folgenden gebrauche ich deshalb aus heuristischen Gründen den Begriff Gottesdienst vorläufig in religionswissenschaftlichem Sinn als öffentlicher, in festgesetzter und geordneter Form sich vollziehender Umgang von mehreren Menschen mit dem Göttlichen.²⁵⁾ Dies entspricht auch der heutigen Verwendung von »Gottesdienst« in unseren Gemeinden. Es sei aber bereits jetzt darauf hingewiesen, dass dieses Gottesdienstverständnis aus biblischer Sicht modifiziert, genauer: dynamisiert werden muss, was für die Gestaltung von Gottesdiensten, nicht zuletzt für junge Menschen, erhebliche Spiel-Räume²⁶⁾ eröffnet.

2.1. »Gottesdienst« in der Bibel

Durchmustert man mit einem solchen religionswissenschaftlichen Gottesdienstverständnis die Bibel, stößt man auf ein zweites gravierendes Problem, nämlich die schwierige Quellenlage.

Bernd-Jörg Diebner formuliert für das Alte Testament die »Einsicht ..., dass kaum ein anderes Gebiet der Erforschung des Alten Testaments in der jüngeren Zeit so sehr durch wechselnde Grundannahmen und Einzelhypothesen geprägt wurde wie die Beschreibung des alttestamentlichen Gottesdienstes.«²⁷⁾ Und Ferdinand Hahn konstatiert aus neutestamentlicher Sicht: »Eine Geschichte des christlichen Gottesdienstes lässt sich erst von der Mitte des 2., im strengen Sinne sogar erst vom Anfang des 3. Jh. an schreiben. Was wir über die ältesten Formen der gottesdienstlichen Feier wissen, erlaubt keine zusammenhängende Darstellung.«²⁸⁾ Daraus ergibt sich - und dies kann für konkrete Diskussionen und Auseinandersetzungen in Gemeinden eine Entlastung sein, enthält aber zugleich eine erhebliche Anforderung an unsere Kreativität und liturgische Gestaltungskraft: *Es gibt kein biblisch begründbares Normal-Formular eines Gottesdienstes.* Allerdings ist die Suche nach biblischen Perspektiven durchaus sinnvoll, um grundlegende Wegweisung für die Gestaltung von Gottesdiensten zu erhalten.

Nochmals Hahn: »Wir können auf den Gottesdienst der Urkirche nicht einfach zurückgreifen. Der neutestamentliche Befund lässt sich nicht in dem Sinn zur Norm machen, dass die vielfältigen Elemente und Formen alle wiedergewonnen und nachgeahmt werden müssten. Wohl aber müssen sie gegenüber jeder Festlegung auf eine bestimmte spätere, geschichtlich gewordene Form des Gottesdienstes, gegenüber jedem Traditionalismus und jeder Gesetzlichkeit in liturgis Leitbild für eine Neugestaltung sein.«²⁹⁾

2.2. Biblische Perspektiven

Eine dementsprechende Durchsicht ergibt im Alten Testament folgenden Befund:

- ◆ Hier finden sich Berichte von vielen, auch sonst in der Kultur- und Religionsgeschichte geschilderten liturgischen Handlungen: Gebet (Gen 20,17), Opferhandlungen (Gen 8,20), Segensspendungen (Gen 14,19). Sie stehen interessanterweise auch im Zusammenhang mit dem - aus biblischer Sicht - falschen Gottesdienst (Ex 32,8 Anbetung des Goldenen Kalbs und Opferung vor ihm).
- ◆ Offensichtlich erlaubte der konkrete Vollzug keine Unterscheidung zwischen wahren und falschem Gottesdienst. Diese ist nur in Bezug auf den jeweiligen Kultinhalt möglich. Ja, sie kann sogar zu einer generellen Infragestellung von liturgischem Handeln führen, wie sie sich knapp im Verwerfungsurteil Samuels über Saul findet: »Gehorsam ist besser als Opfer.« (1. Sam. 15,22b)
- ◆ Radikal nahmen verschiedene Schriftpropheten diese Einsicht auf und schärfen sozialkritisch die untrennbare Verbindung von Kult und ethischem Verhalten ein (Jes 1,11-17; Jer 7,21-28; Am 5,21-24; Hos 6,6; Mi 6,6-8).

Das Neue Testament steht liturgisch deutlich in der alttestamentlich-jüdischen Tradition. Darüber hinaus eröffnet aber das Christusgeschehen weiterführende Einsichten zum Gottesdienstverständnis und damit auch zur liturgischen Gestaltung:

- ◆ Auch hier begegnen allgemein aus der Religionsgeschichte bekannte Handlungen wie Gebet (Mt 6,9-13), Gesang von Psalmen (Kol 3,16) und Lesungen (1 Tim 4,13).
- ◆ Den entscheidenden Ansatzpunkt für eine Neugestaltung des Gottesdienstes bilden zwei Riten, die eng mit dem Geschick Jesu verbunden sind und den an ihn als Christus Glaubenden die Möglichkeit zur besonderen Gemeinschaft mit ihm erlauben, die Taufe und das Abendmahl. Damit wird der Gottesdienst über den Kreis der Juden erweitert und gewinnt universalen Anspruch.

◆ Das daraus resultierende missionarische Anliegen hat auch für das Gottesdienstverständnis Konsequenzen. Sie arbeitet Paulus in 1 Kor 14,23 deutlich heraus. Gegenüber ungedeuteter Glossolalie fordert er Verständlichkeit als wesentliches Kriterium für Äußerungen in der Zusammenkunft der Gemeinde.

◆ In ähnliche Richtung weist die radikale Aufnahme der prophetischen Kultkritik durch Jesus (Mt 9,13; 12,7). Radikal verwirft er die für Kult konstitutive Unterscheidung von Rein und Unrein. Dementsprechend ist auch der christliche Gottesdienst untrennbar mit dem ethischen Verhalten verbunden. Paulus bringt diese Einsicht systematisch auf den Begriff des »vernünftigen Gottesdienstes« (Röm 12,1f.). Das ganze Leben der Christen, auch und gerade im Alltag, ist ein »Gottesdienst«. Hier ist also das bisher verwendete religionswissenschaftliche (und weithin umgangssprachlich übliche) Gottesdienstverständnis christlich zu korrigieren. Kult und Alltag vertragen keine Trennung.

Fasst man diese hier kurz genannten biblischen Einsichten zum gottesdienstlichen Geschehen systematisch knapp zusammen, ergeben sich hieraus drei Kriterien für die Gottesdienstgestaltung christlicher Gemeinde:

◆ *Grundkriterium für die liturgische Gestaltung ist der Christusbezug.* Allein an ihm wird deutlich, ob es sich um wahren oder falschen Gottesdienst handelt. Die spezielle Frage nach der theologischen Bedeutung des jüdischen Gottesdienstes kann hier nicht erörtert werden. Das Kriterium des Christusbezugs wäre jedoch missverstanden (gleichsam um seine jesulogische Grundlage beraubt), wenn es zu einer Herabwürdigung des jüdischen Gottesdienstes führte.

◆ *Materialiter besteht der Gottesdienst aus Elementen des allgemeinen Repertoires menschlicher Religionspraxis, die allerdings dem Kriterium der allgemeinen Verständlichkeit unterliegen.*

Allerdings darf dieses Kriterium nicht im kognitiven Sinn eingeführt werden. Es geht hier darum, dass Menschen unserer Gesellschaft grundsätzlich - ohne große Erklärungen - einen Gottesdienst mitfeiern können. Gerade die Unbeholfenheit und Verhaltensunsicherheit vieler Konfirmandinnen und Konfirmanden in Gottesdiensten zeigt, wie wenig dies gegenwärtig am Sonntagvormittag in unseren Kirchen der Fall ist.

◆ *Schließlich steht Gottesdienst in untrennbarem Zusammenhang mit dem ethischen Verhalten im sonstigen Leben. Dieses Kriterium des Lebensbezugs sprengt zugleich eine unreflektierte Übernahme eines allgemein religionswissenschaftlichen, also exklusiv kultischen Gottesdienstverständnisses.*

Insgesamt wäre dieses Kriterium noch entsprechend der verschiedenen Dimensionen unseres Lebens nach Bezug zu Alltag, Lebenszyklus und politisch-ökonomischem Geschehen zu differenzieren.

2.3. Charismen

Versucht man die anthropologische Basis für dieses Gottesdienstverständnis zu erheben, so stößt man bei Paulus auf den Begriff des »Charisma«. ³⁰⁾ Der Apostel verwendet diesen Begriff - in offensichtlicher Modifikation zum sonstigen Sprachgebrauch -, um wesentliche Vollzüge der Gemeinde theologisch, genauer: pneumatologisch zu begründen.

Grundlegend für das paulinische Charisma-Verständnis, das besonders deutlich in 1. Kor. 12-14 (und Röm. 12) hervortritt, ist die Einsicht: Die Charismen haben ihren Ursprung im Geist Gottes, wobei das Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn das fundamentale, christologische Kriterium für das Erkennen eines Charisma ist. Dem entspricht auf der funktionalen Ebene die *Ausrichtung der Charismata auf die »Diakonien« (Dienste)*. Für ein Charisma ist also der Dienst am Aufbau der Gemeinde entscheidend. Dies ist das ekklesiologische Kriterium für die Erkenntnis eines Charisma. Schließlich sind die Charismata eindeutig an die irdische Weltzeit gebunden, also vorläufig und vergänglich. Dem entspricht als eschatologisches Kriterium für die Beurteilung der Charismata die Agape.

Lassen sich diese Grundzüge der paulinischen Einsicht zum Erkennen der Charismata gut herausarbeiten, ist die inhaltliche Klärung erheblich schwieriger. Denn nach 1. Kor. 7,7, gilt: »jeder hat seine eigene Gnadengabe von Gott, der eine so, der andere so«. Die Charismata sind also individuell unterschiedlich. Offensichtlich können ganz »normale« Fähigkeiten und Begabungen der Menschen zu Charismata werden, wenn sie ins Wirken des Heiligen Geistes integriert werden, ³¹⁾ also - wie ausgeführt - dem Aufbau der Gemeinde dienen und aus Liebe geschehen. Entsprechend der zentralen Bedeutung der Gemeindegemeinschaft im frühen Christentum dürften die Charismen hier, wenn auch nicht exklusiv, einen wichtigen Platz gehabt haben. Nicht von ungefähr behandelt Paulus die Charismata im großen Zusammenhang der Gemeindeversammlungen, wobei ihn die Einheit der Gemeinde, wie sie in Taufe und Herrenmahl besonders sinnfällig wird, leitet. Offensichtlich sind die Charismata unverzichtbar für ein Gelingen des Gottesdienstes.

An dieser Stelle bekommt die traditionelle Abhandlung des Themas »Gottesdienst und Jugendliche«, das nach möglichen Strategien sucht, um Jugendliche in den Gottesdienst zu locken, eine entscheidende Wende. Es

geht nämlich nicht - neben vielem anderen - um eine möglichst geschickte Werbemaßnahme für die Gewinnung Jugendlicher, auf die auch verzichtet werden könnte. Ein Wegbleiben der Jugendlichen vom Gottesdienst bedeutet - übrigens ebenso wie eine dauerhafte Ausgliederung der Kinder - *eine pneumatische Verarmung und damit eine Gefährdung des Gottesdienstes als ganzem*. Wenn ich entwicklungspsychologische Befunde zum Jugendalter in der heutigen Gesellschaft³²⁾ unter charisma-theologischer Perspektive durchmustere, also unter dem Blickwinkel des Gemeindeaufbaus und dem Kriterium der Agape, scheint es mir durchaus möglich, von einem besonderen *Charisma des Jugendalters* zu sprechen: Jugendliche zeichnen sich heute - vor dem Problem der Identitätsgewinnung in einer pluralistischen Gesellschaft stehend³³⁾ - durch *Offenheit, Direktheit und Spontaneität* aus. Genau diese Eigenschaften, Offenheit, Direktheit und Spontaneität scheinen aber in vielen Gottesdiensten einer zumindest seltene Kirchgänger abschreckenden Geschlossenheit, Förmlichkeit und Steife zu weichen. Es genügt also nicht, Jugendliche irgendwie - vielleicht sogar durch zweifelhafte Zwangsmaßnahmen im Rahmen des Konfirmandenunterrichts - in den Gottesdienst zu bekommen. Vielmehr ist ihnen der aus pneumatischen Gründen notwendige Raum im Gottesdienst einzuräumen. Denn charisma-theologisch gesehen, ist die Partizipation der Jugendlichen von entscheidender Bedeutung für Gottesdienst. Die besonderen Gaben, die Jugendlichen in unserer Kultur zukommen, Spontaneität, Direktheit und Offenheit, sind - im Dienste des Heiligen Geistes - wichtige, unverzichtbare Bestandteile des christlichen Gottesdienstes. Dass - wie empirische Untersuchungen vermuten lassen - solche Ermöglichung aktiver Teilnahme am Gottesdienst auch die Freude der Jugendlichen am und damit ihre Bereitschaft zum Gottesdienstbesuch steigert ist ein erfreuliches Nebenprodukt.

3. Konsequenzen für die Gottesdienstgestaltung

Die eben entwickelten biblischen Perspektiven christlichen Gottesdienstes haben zuerst einen regulativen Sinn. Sie dienen der kritischen Prüfung liturgischer Ansprüche und Praxis. Es erscheint mir sehr fraglich, ob die meisten der evangelischen Gottesdienste am Sonntagvormittag in Deutschland hinreichend die genannten biblischen Einsichten berücksichtigen. Konzeptionell dürfte dies wohl auch auf die Einseitigkeit der Gottesdienst-Theologie zurückzuführen sein, die hinter der Agende 1 als lange Zeit unser gottesdienstliches Leben am Sonntagvormittag prägendes liturgisches Formular steht.³⁴⁾ Die hier versuchte Rückgewinnung der kosmischen Bedeutung von Gottesdienst wurde mit der Ausblendung der anthropologischen Dimension und konkret der Gemeindewirklichkeit (m.E. zu) teuer bezahlt.

Bevor ich mich jetzt aber auf dem skizzierten biblischen Fundament den Fragen konkreter liturgischer Gestaltung zuwende, muss ich noch auf eine gegenwärtig zumindest die evangelische Liturgik beschäftigende Auseinandersetzung eingehen, insofern hier ein Grundproblem evangelischer Gottesdienstgestaltung anschaulich wird. Es ist der Streit, inwieweit die gegenwärtige Lebenseinstellung vieler Menschen, die soziologisch überzeugend im Begriff der »Erlebnisgesellschaft« formuliert wurde, Berücksichtigung finden soll oder nicht. Diesem Streit kommt grundsätzliche Bedeutung zu, weil es hier um das Verhältnis des Gottesdienstes zur Kultur und damit auch um die traditionell unter dem Begriff »Volkskirche« abgehandelten ekklesiologischen Fragestellungen geht. Er betrifft die Frage nach dem Verhältnis von Jugend und Gottesdienst direkt, denn unsere Jugendlichen wachsen in der »Erlebnisgesellschaft« mit ihren Plausibilitätsstrukturen heran und sind hiervon unmittelbar geprägt.

3.1. Gottesdienst in oder gegen die Erlebnisgesellschaft?

1992 legte der Kulturosoziologe Gerhard Schulze eine umfangreiche Gegenwartsanalyse der westdeutschen Gesellschaft mit dem Titel »Die Erlebnisgesellschaft« vor. Ihre Plausibilität gewinnt sie nicht zuletzt aus den zahlreichen, unmittelbar dem Alltag entnommenen Beispielen. Schulze konstatiert eine neue, am Erleben ausgerichtete Lebensorientierung. Nicht mehr das Überleben, sondern die ästhetisch ansprechende Stilisierung des Lebens ist jetzt das Hauptziel der Menschen. Griffig formuliert: Der neue »kategorische Imperativ unserer Zeit« heißt: »Erlebe dein Leben!«³⁵⁾ Die von Schulze anschaulich rekonstruierten persönlichen Stile, alltagsästhetischen Schemata und die dementsprechenden jeweiligen sozialen Milieus können jeweils als Versuche verstanden werden, dieser Maxime gerecht zu werden.

Bei den Jugendlichen begegnet uns diese Lebensorientierung in Sätzen wie: »Ich will Spaß haben«. Gewiss kann man - bei oberflächlicher, genauer: nicht alltagshermeneutisch reflektierter Sicht - die daraus entstehenden Anforderungen auch an religiöse Angebote und Veranstaltungen als »subjektivistische Selbstbedienungsmentalität« einer »Cafeteria-Religion« abtun.³⁶⁾ Weiterführend scheint mir hier der Versuch zu sein, den Hintergrund des nicht selten trotzig, oft aber spielerisch leicht vorgetragenen »*Ich will Spaß haben*« zu verstehen. Ulrich Schwab deutet dies als »Chiffre von Subjektivität«. »Wenn sich für die Jugendlichen Spaß mit Engagement verbindet, dann gehört für sie dazu, dass sie bei diesem Engagement bei sich selber bleiben können, dass sie sich nicht verstellen müssen und dass sie wissen, wofür sie die-

ses oder jenes tun, dass also mit der eigenen Tätigkeit ein konkret fassbarer Sinn verbunden ist.«³⁷⁾ Könnte dies nicht auch theologisch - in Aufnahme der vorhergehenden charisma-theologischen Interpretation entwicklungspsychologischer Befunde - so formuliert werden: *Die Jugendlichen reklamieren - ohne entsprechende religiöse Sprache - das Recht darauf, ihrem Charisma entsprechend zu leben; d.h. im Gottesdienst, dass Raum für ihr Charisma gelassen wird und sie nicht traditionellen Formen unterworfen werden.*

Die von bedeutenden Liturgikern wie Karl-Heinrich Bieritz³⁸⁾ oder Manfred Josuttis³⁹⁾ vorgetragene Kritik an liturgischer Arbeit, die auf die Bedingungen einer Erlebnisgesellschaft eingeht, scheint mir - als Relikt früherer dialektisch-theologischer Zeiten? - zu genau theologisch-deduktiv zu wissen, was rechte und falsche Gesellschaft ist, ohne die positiven Momente des in den Lebensstilen der Erlebnisgesellschaft zum Ausdruck kommenden Reklamierens der eigenen Subjektivität zu berücksichtigen.

Doch macht Schulze selbst auf die Probleme eines erlebnisorientierten Lebensstils aufmerksam: »Die Ästhetisierung des Alltagslebens läuft nur punktuell im jeweiligen individuellen Handeln auf Befriedigung hinaus. Langfristig jedoch, wegen des mit Erlebnisorientierung verbundenen Enttäuschungsrisikos, auf eine ständige Steigerung des Appetits. Schon die Antwort des Marktes und der Kulturpolitik auf den Erlebnishunger des Publikums ... enthält die Gefahr der Desorientierung ... Andere Orientierungsprobleme kommen hinzu, etwa die Unübersichtlichkeit der erweiterten Möglichkeitsräume, die Zersplitterung der Schauplätze des Alltagslebens, die Fluktuation der Sozialkontakte, die kognitive Überforderung durch Informationen.«⁴⁰⁾

Dieses Scheitern des Konzeptes »Erlebnisgesellschaft« wird in seiner Tiefe erst verständlich, und damit - ohne dass Schulze dies erwähnt - theologisch und dann auch liturgisch anschlussfähig, wenn der Grund für die Bildung von persönlichen Stilen, alltagsästhetischen Schemata und sozialen Milieus, die unser heutiges Leben prägen, begriffen ist. Schulze interpretiert sie als »Konstruktionen, die Sicherheit geben sollen«.⁴¹⁾ Es geht also letztlich - im Sinne der nach wie vor gültigen Bestimmung Luthers von »Gott« als »das, woran du dein Herz hängst« - um eine theologische Frage.⁴²⁾

So muss die ästhetische Konfiguration »Erlebnisgesellschaft« auf Grund des liturgischen Kriteriums der »Verständlichkeit« nachdrücklich beachtet werden. Das Reden von »Gegen-Gesellschaft« o.ä. hilft hier nicht weiter. Umgekehrt darf es aber inhaltlich - und hier liegt die Berechtigung der Warnung, sich den Bedingungen der Erlebnisgesellschaft anzuliefern - nicht zu einer Verwechs-

lung von menschengemachten Sicherheitsbestrebungen und göttlich verheißener Gewissheit kommen.⁴³⁾

Vor diesem Hintergrund gilt es, aus den biblischen Perspektiven Hinweise für die gottesdienstliche Gestaltung zu gewinnen:

3.2. Konsequenzen aus biblischen Perspektiven

3.2.1. *Der Bezug der gottesdienstlichen Versammlung auf Christus* bedarf der Anschauung. Dies kann und sollte auf Grund des Problems, dass stete Wiederholung leicht zur Unachtsamkeit führt, in unterschiedlicher Weise geschehen. Ein Christusbild, Lieder, Kerzen u.ä. können die Präsenz Christi gut veranschaulichen. In hervorgehobener Weise ist die *Lesung des Evangeliums* zu nennen, wobei gerade hier in vielen evangelischen Gottesdiensten eine Veranschaulichung des besonderen Geschenkcharakters dieses Wortes fehlt. Zumindest für Menschen, die nicht häufiger am Gottesdienst teilnehmen, ist die besondere Stellung der Evangeliumslesung nicht erkennbar. Hier rächt sich vielleicht auch der problematische Umgang mit der Heiligen Schrift im Theologiestudium, der in Abkürzungen wie »AT« oder »NT« zum Ausdruck kommt und die biblischen Texte zu (primär) philologisch und historisch bearbeitbarem Material degradiert.

Sehr eindrucksvoll (nicht zuletzt für ungeübte Kirchgänger) ist die in römisch-katholischen Gemeinden gepflegte Sitte, das Evangelienbuch zur Schriftlesung hereinzutragen und das Buch vor dem Lesen zu küssen.

Nicht zuletzt ist auch auf mögliche Bezüge zu den beiden Riten zu achten, in denen grundlegend und verschiedene Sinne ansprechend die Verbundenheit christlicher Gemeinde mit Christus zum Ausdruck kommt: zu Taufe und Abendmahl. Leider haben die meisten evangelischen Gemeinden den Bezug zu expliziten Formen der Tauferinnerung verloren. Es lohnt, darüber nachzudenken, wie die Gemeinde an die Taufe erinnert werden kann, nicht zuletzt deshalb, weil hier die durch den gemeinsamen Bezug auf Christus gegebene Gleichheit der Menschen - jenseits von altersmäßigen, geschlechtsspezifischen, sozialen und sonstigen Unterschieden - erfahrbar wird. Da Taufe und Abendmahl zugleich traditionell wichtige Elemente des Konfirmandenunterrichts sind, bietet sich eine Verbindung mit dem hier Erarbeiteten an, die zugleich einen Raum für aktive Partizipation der Jugendlichen darstellt.

3.2.2. Ein Ernstnehmen des Kriteriums der *Verständlichkeit* verhindert die - weithin beobachtbare und den Schatten von Ritualen bildende - Erstarrung

liturgischer Formen. Denn nicht die Tatsache des (häufig fälschlicherweise angenommenen) Alters, sondern die missionarisch begründete Verständlichkeit ist liturgisches Kriterium.

Es sei nicht verschwiegen, dass gerade heute dieses Kriterium für die konkrete Gottesdienstgestaltung erhebliche Probleme aufwirft. Denn zum einen sind im Zuge der allgemeinen Differenzierung zunehmende Unterschiede in Lebensstil und Ästhetik unübersehbar. Die Lieblingsmelodie des einen ist für die andere kaum zu ertragen usw. Bildung und Alter sind hierfür wichtige Faktoren. Zum anderen ist unsere Gesellschaft durch das Nebeneinander von Ungleichzeitigem geprägt. Neben Menschen, die in ihrem Lebensvollzug stark traditionsverhaftet sind, leben andere, die ihr Leben in postmodernen Patchwork-Mustern inszenieren usw.

Soweit ich sehen kann, werden die durch die Pluralisierung der Lebensstile gegebenen liturgischen Probleme oft einlinig dadurch »gelöst«, dass eine bestimmte Gruppe der Gemeinde einseitig ihren Geschmack durchsetzt. *Traditionsverhaftete (Klein-)Bürgerlichkeit prägt vielerorts die evangelischen Gottesdienste in Deutschland.* Pointiert mit dem Soziologen Michael Ebertz formuliert: »Die Kirchengemeinden drohen zu Segmenten einer partikularen Alters- und Bildungskultur zu werden, die, auch in ästhetischer Hinsicht, eine Teil- oder Sonderkultur repräsentieren.«⁴⁴⁾

Auch das Angebot sog. zielgruppenbezogener Gottesdienste, also von Jugend-, Familiengottesdiensten o.ä., wobei der sonntägliche Gottesdienst de facto meistens eine Zielgruppenveranstaltung ist, erscheint nicht unproblematisch. Denn es kann letztlich zu einer Aufsplitterung der Gemeinde führen. Ich schlage deshalb vor, bei - m.E. heute kaum mehr verzichtbaren - Zielgruppengottesdiensten jeweils Elemente aus der Liturgie einer anderen Gruppe einzubauen, damit es nicht zu einem völligen Auseinanderklaffen kommt. Dies ist auch eine gute Grundlage für wirkliche Gemeindegottesdienste, die liturgische Elemente für die unterschiedlichen Gemeindegruppen enthalten müssen. Eine gemeinsame Basis für eine verständlichere Gestalt von Gottesdiensten kann eine Rückbesinnung auf die Verkündigung Jesu legen, denn: »Jesus kündigt den Menschen das Heil nicht nur mit Worten an, sondern lässt es sie mit allen Sinnen in den realen Formen dieser Welt erfahren. Nicht nur, dass ‚das Evangelium den Armen verkündet wird‘ - vielmehr: ‚Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Tote stehen auf‘ (Mt 11,5). Er lässt sich selber mit den Sündern im Wasser des Jordan untertauchen; er spürt das Holz des Kreuzes auf seinen Schultern; er macht die Lebensfülle Gottes erfahrbar in dem Wein, den er die Hochzeitsgäste zu Kana aus den vorher leeren

Wasserkrügen schöpfen lässt, in dem Brot und in den Fischen, über die er das Dankgebet spricht, um sie an die hungernden Volksscharen austeilen zu lassen.«⁴⁵⁾

Konkret für Jugendgottesdienste bedeutet ein solches Ernstnehmen des biblischen Kriteriums der Verständlichkeit, dass ohne Scheu Ausdrucksformen heutiger Jugendlicher aufgenommen werden können und sollen, insofern sie das Verstehen des Evangeliums erleichtern. Dazu sollten aber an ein oder zwei Stellen Elemente aus anderen Gottesdienstformen platziert werden. Umgekehrt gilt dies ebenfalls für den sog. Hauptgottesdienst. Auch hier sollten in einer Gemeinde mit regelmäßigem Jugendgottesdienst Elemente aus dieser Verwendung finden. Eine gute Möglichkeit, um dadurch sich ergebende Konflikte zu minimieren, kann die Einladung zu einem Gottesdienstvorbereitungskreis sein, in dem jeweils auch Menschen aus anderen als den Zielgruppen teilnehmen. Bei Auseinandersetzungen ist dann jeweils darauf zu achten, dass die Verständlichkeit für möglichst viele Menschen, nicht das ästhetische Empfinden einzelner das entscheidende Kriterium ist.

3.2.3. Schließlich sollte bei der Gottesdienstgestaltung stärker als bisher auf den Bezug zum Alltag geachtet werden. Hierfür möchte ich als Anregung zum Weiterdenken zwei Vorschläge unterbreiten.

Das Besondere christlichen Gottesdienstes gegenüber anderen religiösen Riten, das Paulus im Begriff des »vernünftigen Gottesdienstes« formulierte, kommt am besten dann zum Ausdruck, wenn man sich immer wieder einmal von der im Sonntagsgottesdienst gegebenen starren Fixierung auf eine einstündige Versammlung im Kirchengebäude löst. *Gottesdienste auf Rüstzeiten*⁴⁶⁾, *Osternachtfeiern, die vom Abend bis in die Morgenstunden reichen, u.ä. sind keine exotischen Zusatzprogramme*, auf die auch verzichtet werden kann. Denn sie bringen den Zusammenhang von kultischem Handeln und sonstigem Lebensvollzug zur Anschauung, der aus praktischen Notwendigkeiten am Sonntagmorgen zurücktreten muss. Ich vermute sogar, dass der *vielfältige Wandel der Zeitrhythmen*⁴⁷⁾ - mit den uns selbstverständlichen, aber kulturgeschichtlich neuen Phänomenen wie Wochenende und Urlaub nur stichpunktartig angedeutet - zu einem Zurücktreten der Sonntagsgottesdienste hinter andere Gottesdienstformen, die sich an den neuen Zeiten der Menschen (und ihrer Milieus) orientieren, führen wird.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass auch die heutige Zeitdauer des Sonntagsgottesdienstes von etwa einer Stunde, durchaus kulturelle Zeittakte widerspiegelt und Gottesdienste in früherer Zeit (und auch in

der Ökumene bis heute) erheblich länger dauern und überhaupt nicht so genau zeitlich limitiert und eingegrenzt sind. Vielleicht ist für das Empfinden von Menschen in der Erlebnisgesellschaft ein selteneres, aber nicht in ein lineares Zeitschema eingepresstes, intensiveres Feiern von Gottesdienst adäquater als der im Wochenrhythmus erfolgende, etwa einstündige Gottesdienst? Offen bleibt allerdings hier, welche sozialisatorische Wirkung ein solches erlebnisorientiertes Gottesdienstfeiern für die nachfolgende Generation hat. Beginnt sich auch das Lernen zu verändern?

Doch es gibt auch in jedem heutigen Gottesdienst einen Teil, der den Zusammenhang von Kult und Alltag thematisiert, den Segen. Meist besteht er nur aus dem Sprechen der alten aaronitischen Formel. Doch stellt er den Menschen - getragen durch Zuspruch - in das Erbe Gottes.

Im Umfeld des politischen Nachtgebets⁴⁸⁾ wurde die hierin liegende Verpflichtung der Gemeinde für das Leben im Alltag in ihrer politischen Dimension entdeckt. Gewiss waren die dort vorgeschlagenen Aktionen politisch einseitig - und gefährdeten mitunter die Einheit der Gemeinde. Doch erscheint mir der völlige Verzicht auf eine explizite Verbindung von kultischem und alltäglichem Gottesdienst genauso bedenklich. Vor allem junge Menschen haben oft ein gutes Gespür für die Diskrepanz des im Gottesdienst Gefeierten und der Realität des Alltags und mahnen so indirekt eine stärkere Ausgestaltung des Sendungsteils am Ende des Gottesdienstes an.

4. Zusammenfassender Ausblick

Unsere Gottesdienste scheinen zumindest in ihrem Wochenrhythmus nicht nur für junge Menschen ein wenig attraktives Angebot zu sein. Eine genauere empirische Analyse zeigt jedoch, dass dies nicht als grundsätzliche Ablehnung von Gottesdienst zu verstehen ist. Vielmehr scheint sich in den letzten dreißig Jahren der Lebensstil vieler Menschen, vor allem im Zeitgefüge, verändert zu haben, was zu einem veränderten Gottesdienstbesuch führt. Auch hier wird aus dem - sich im übrigen differenzierenden - Angebot ausgewählt. Daneben ist aber vor allem bei jüngeren Menschen eine tiefe Verständnislosigkeit herkömmlicher liturgischer Vollzüge unübersehbar.

Eine Rückbesinnung auf biblische Perspektiven zum Gottesdienst eröffnet in dieser Situation erhebliche Freiräume zur Gestaltung. Die biblisch bezeugten liturgischen Kriterien fordern in einer sich wandelnden Gesellschaft geradezu zur gottesdienstlichen Innovation auf. Denn entsprechend seiner missionari-

schen Bedeutung muss Gottesdienst für möglichst viele Menschen verständlich sein und in deutlichem Bezug zum Leben der Menschen in seinen verschiedenen Dimensionen stehen. Angesichts der *heutigen Pluralisierung der Lebensstile erscheint mir ein jeden Sonntag stattfindender, gleichermaßen alle ansprechender Gottesdienst nicht mehr überall möglich*. Deshalb sollten Gottesdienste zielgruppenbezogen geplant bzw. in ihrem Zielgruppenbezug erkannt werden. Nur so kann das gegenwärtig vielerorts unübersehbare Fehlen jüngerer Menschen im Gottesdienst verhindert werden. Allerdings ist dabei darauf zu achten, dass es zu Überschneidungen der einzelnen liturgischen Angebote kommt, so dass - immer wieder - Gottesdienste von Menschen unterschiedlichen Alters und verschiedenen Milieus gefeiert werden können.

Anmerkungen

* An einigen Stellen wurden die Ausführungen auf Grund von Anfragen und Hinweisen der Synodalen ergänzt bzw. präzisiert.

1) WA 19,73,25-30.

2) S. I. LUKATIS, Herausforderung an die Gestaltung von Gottesdiensten, Texte aus der VELKD Nr. 84, April 1999.

3) S. E. NOELLE-NEUMANN, E. PIEL, Hg., Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953-1979, München u.a. 1983, 163; vgl. zur Interpretation der Langeweile E. Piel, Langeweile. Ein Schicksal?, in: E. Noelle-Neumann, E. Piel, Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978-1983, München u.a. 1983, XXXI-XLVI.

4) S. P. ZULEHNER, H. DENZ, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993, 39; vgl. zu neuesten Entwicklungen die Angaben bei F.-P. Tebartz-van Elst, Der Erwachsenenkatechumenat in Deutschland, Altenberge 1993, 16 Anm. 3.

5) S. P. CORNEHL, Teilnahme am Gottesdienst. Zur Logik des Kirchgangs. Befund und Konsequenzen, in: J. Matthes, Hg., Kirchenmitgliedschaft im Wandel, Gütersloh 1990, 16.

6) EBD.

7) G. RAU, Rehabilitation des Festtagskirchgängers, in: M. Seitz, L. Mohaupt, Hg., Gottesdienst und öffentliche Meinung, Stuttgart u.a. 1977, 83-99.

8) S. STATISTISCHE BEILAGE NR. 91 des Amtsblattes der EKD H. 2 vom 15. Februar 1997, 18.

9) RAU, a.a.O. 97.

10) CORNEHL, a.a.O. 26.

11) S. zu den genauen Zahlen STATISTISCHE BEILAGE zum Amtsblatt der EKD Nov. 1998.

12) Vgl. hierzu die interessanten Ausführungen im noch nicht veröffentlichten Hallenser Habilitations-Probevortrag von J. HERMELINK, Die weltliche Bestattung und ihre kirchliche Konkurrenz. Überlegungen zur Kasualpraxis in Ostdeutschland, vom 9.2.1999.

13) S. CHR. GRETHLEIN, Kindergottesdienst heute. Praktisch-theologische Überlegungen zu seiner Konzeption, in: PTh 77 (1988) 347; s. zur neueren Entwicklung und den darauf reagierenden organisatorischen Veränderungen U. Walter, Kinder erleben Kirche. Werkbuch Kindergottesdienst, Gütersloh 1999, 13-15.

- 14) S. genauer zu den hier zu berücksichtigenden Faktoren CHR. GRETHLEIN, Gemeindepädagogik, Berlin u.a. 1994, 118.
- 15) H. SIEGEL, Gottesdienst und Konfirmanden, in: Comenius-Institut, Hg., Handbuch für die Konfirmandenarbeit, Gütersloh 1985, 145.
- 16) A. FEIGE, Erfahrungen mit Kirche, Hannover 1982, 107.
- 17) S. M. MEYER-BLANCK, Eigene Fragen contra Tradition? Aneignung contra Vermittlung?, in: Th. Böhme-Lischewski, H.-M. Lübking, Hg., Engagement und Ratlosigkeit, Bielefeld 1995, 181f.
- 18) S. G. TRAUPE, Beteiligungserfahrungen und Beteiligungsmotivation am Konfirmandenunterricht - Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: G. Fähndrich, G. Traupe, Bedingungen des Lernens im Konfirmandenunterricht, Hannover 1985, 62-64.
- 19) U. SCHWAB, Jungsein und Kirche, in: NELKB 54 (1999) 147 (Kursivdruck durch mich); vgl. auch R. Starck, I. Scholz, Gottesdienste mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, in: Comenius-Institut, Hg., Handbuch für die Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, Gütersloh 1998, 254f.
- 20) S. M. MEYER-BLANCK, Wort und Antwort. Geschichte und Gestaltung der Konfirmation am Beispiel der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, Berlin, New York 1992, 262ff.
- 21) Eine solche aktive Teilnahme wird je nach konkreter Situation der Kirchengemeinde (und hier vor allem des Kirchengebäudes; vgl. jetzt R. DEGEN, I. HAUSEN, Hg., Lernort Kirchenraum, Münster u.a. 1998; Th. Klie, Hg., Der Religion Raum geben, Münster 1998) und den konkreten Jugendlichen (und hier vor allem deren Bildungsstand und familiärer Herkunft) anders aussehen. Erfahrungsgemäß erfordert eine angemessene Einbeziehung der Jugendlichen in die Feier des Gottesdienstes eine Kooperation zwischen Pfarrer bzw. Pfarrerin und Menschen, die sich religionspädagogisch für und mit jungen Menschen engagieren, z.B. Jugenddiakonen, Religionslehrerinnen, Katechetinnen o.ä.
- 22) S. hierzu ausführlicher A. SCHILSON, Die Inszenierung des Alltäglichen und ein neues Gespür für den (christlichen) Kult?, in: ders., J. Hake, Hg., Drama »Gottesdienst«. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart 1998, 13-67.
- 23) S. ausführlicher GRETHLEIN, Gemeindepädagogik 205-210.
- 24) Vgl. zum folgenden ausführlicher meine Überlegungen in CHR. GRETHLEIN, Abriß der Liturgik, Gütersloh 1991, 17-25.
- 25) Vgl. B.J. DIEBNER, Art. Gottesdienst II. Altes Testament, in: TRE 14 (1985) 5.
- 26) Vgl. das gleichnamige Buch von H.-G. HEIMBROCK, Gottesdienst. Spielraum des Lebens, Kampen u.a. 1993.
- 27) DIEBNER, a.a.O. 7.
- 28) F. HAHN, Art. Gottesdienst III. Neues Testament, in: TRE 14 (1985) 31.
- 29) F. HAHN, Der urchristliche Gottesdienst, Stuttgart 1970, 85.
- 30) S. zum folgenden ausführlicher CHR. GRETHLEIN, Charisma und Gottesdienst, in: Quatember (1991) 19-25.
- 31) S. W. HÄRLE, Dogmatik, Berlin/New York 1995, 378.
- 32) S. z.B. E. ERIKSON, Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1988.
- 33) S. anschaulich EBD. 106-114; allerdings besteht die Gefahr, dass die Unsicherheit bei den Jugendlichen überwiegt und sich die hier angenommenen Eigenschaften ins Gegenteil verkehren.

- 34) S. z.B. gleichsam als zusammenfassendes Vermächtnis P. BRUNNER, Theologie des Gottesdienstes, in: KuD 22 (1976) 96-121.
- 35) S. G. SCHULZE, Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart, Frankfurt 1993 (1992), 59.
- 36) So I. DALFEHRT, »Was Gott ist, bestimme ich!« Theologie im Zeitalter der »Cafeteria-Religion«, in: ThLZ 121 (1996) 415 (-430).
- 37) SCHWAB 147.
- 38) S. z.B. K.-H. BIERITZ, Von der »Inszenierung des Evangeliums« auf der liturgischen Bühne, in: A. Schilson, J. Hake, Hg., Drama »Gottesdienst«, Stuttgart 1998, 69-101.
- 39) S. z.B. M. JOSUTTIS, Die Einführung in das Leben, Gütersloh 1996, 89f.
- 40) SCHULZE 71f.
- 41) EBD. 72; vgl. ebd. 232-234.
- 42) Vgl. hierzu ausführlicher CHR. GRETHLEIN, Wozu soll man die Menschen erziehen? Impulse aus der Reformation, in: J. Ohlemacher, Hg., Land der Reformation - Land der Reformen, Erfurt 1998, 117-132.
- 43) In der Terminologie ökumenischer Liturgik, wie sie im »Chicago Statement on Worship and Culture: Baptism and Rites of Life Passage« 1998 formuliert wurde, geht es um die Balance zwischen dem Anspruch, den Gottesdienst »contextual« zu gestalten, ohne seine »conter-cultural« Implikationen zu überspringen oder zu vergessen.
- 44) Zitiert nach LUKATIS, a.a.O. 14.
- 45) R. BERGER, Naturelemente und technische Mittel, in: Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft 3, Regensburg 1987, 254; vgl. zur systematischen Bedeutung dieser Einsicht für die Grundlegung der Liturgik Chr. Grethlein, Abriß der Liturgik, Gütersloh, 5. Auflage, 1991, 26-33.
- 46) S. z.B. das interessante Beispiel für einen Gottesdienst auf einer Rüstzeit bei R. HOENEN, Rüstzeit einer Dorfgemeinde in der DDR, in: R. Degen, W.-E. Failing, K. Foitzik, Hg., Mitten in der Lebenswelt, Münster 1992, 60-65.
- 47) S. eine knappe Zusammenfassung entsprechender Entwicklungen - mit Hinweisen auf weiterführende Literatur - bei CHR. GRETHLEIN, Religionspädagogik, Berlin, New York 1998, 260-270.
- 48) S. GRETHLEIN, Liturgik 255, 257.